

Motto: „Verzage nicht, du Häuflein klein...“

## **Theologie studieren in der Nazizeit – wie war das?**

Von Dr. Hannelis Schulte, Heidelberg

### I. Vorbemerkungen

1. Vorbemerkung. In Heidelberg wurde ich am 20.12.1920 geboren. Mein Vater war Jurist, meine Mutter hatte, als sie heiratete, ihr Studium abgebrochen – wie es damals üblich war. Das betraf die Mathematik und die Biologie als Hauptfächer. Ich komme also nicht aus einem Pfarrhaus oder einer sonst kirchlichen Familie. Wie ich zum Glauben fand und mich seit dem Alter von etwa 17 Jahren zum Dienst in der Kirche und also zum Theologiestudium berufen wusste, ist ein anderes Thema. Es hing jedenfalls mit meiner frühen Ablehnung der Hitlerpartei zusammen. Wie das alles kam, wäre ein eigener Vortrag.

2. Vorbemerkung. An Ostern 1939 machte ich am Hölderlinggymnasium hier in Heidelberg Abitur. Dabei mussten wir alle eine Karteikarte ausfüllen, welche die Frage enthielt: „Was wollen Sie nach dem Abitur studieren?“ Ich schrieb „Theologie“. Wer damals studieren wollte, wurde an der Uni nur eingeschrieben, wenn er/sie sechs Monate Reichsarbeitsdienst nachweisen konnte. Ich hatte mich dazu gemeldet mit dem Zusatz „nach Möglichkeit in Norddeutschland“. So trat ich Anfang April 1939 diesen Dienst im Lager Hagsfeld an, das zwischen Stade und Buxtehude lag. Während der Sommerferien besuchten mich meine Mutter und mein Bruder (mein Vater war 1925 an Darmtuberkulose gestorben, die er sich im 1. Weltkrieg zugezogen hatte). Eines Tages, als meine Mutter mit mir allein war, berichtete sie, dass der Direktor des Hölderlinggymnasiums, Herr Übel, sie, die ihm als Studienrätin für Mathe und Biologie unterstellt war, zu sich gerufen habe, um ihr mitzuteilen: „Wenn Ihre Tochter Theologie studiert, sind Sie den letzten Tag im Staatsdienst gewesen“. „Also wirst Du verstehen, dass Du studieren kannst, was Du willst, nur nicht Theologie. Du kannst den Ast nicht absägen, auf dem Du sitzt.“

### II. Vortrag

1) Damit beginnt mein eigentlicher Vortrag. Mir war, als hätte man mir mit einem Vorschlaghammer auf den Kopf geschlagen. In ein paar Wochen endete meine Dienstzeit im RAD. Was sollte ich dann tun? Jedoch im September brach der Krieg aus, wie ihn Adolf Hitler geplant hatte. Zu diesen Vorbereitungen hatte auch gehört, dass alle Mädchen ab dem Alter von 18 Jahren zum Reichsarbeitsdienst verpflichtet waren. Auch unser Status, der Status der „Freiwilligen“, wurde in „Verpflichtete“ verändert „bis Kriegsende“, wie es so schön hieß. Für mich ein Aufschub, um die Frage „Was tun?“ zu beantworten.

Wir „alten“ Arbeitsmädchen wurden dann doch an Weihnachten 1939 entlassen. Schön, wieder daheim zu sein! Aber „Was tun“? Meine Mutter half mir: „Jetzt ist Krieg, da muss man Krankenpflege lernen. Melde Dich beim Roten Kreuz!“ Ich gehorchte, weil ich die Frage „Was tun?“ ja doch nicht beantworten konnte, und machte nur den Zusatz, dass ich gern im Diakonissenhaus eingesetzt würde. Daraus wurde ein Dreivierteljahr sehr anstrengender Arbeit (von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr und jedes zweite Wochenende), jedoch auch gewinnbringend in fachlicher und menschlicher Hinsicht. Diese Zeit endete vom Roten Kreuz aus in sehr merkwürdiger Weise, doch ich war es zufrieden.

Da stand sie wieder, die große Frage „Was tun?“ Ich überlegte: Wenn ich immatrikuliert bin, kann ich doch alle Vorlesungen an der Uni besuchen, für die ich mich interessiere. Das kontrolliert doch

niemand. Wenn ich also Theologie studiere, mich jedoch für andere Fächer einschreibe und jeder Seite Halbe/Halbe gebe, dann geht das niemanden etwas an. Mein Berater war in jener Zeit vor allem Hermann Maas, Pfarrer in der Heiliggeistgemeinde, und etwas später dann Martin Dibelius, Professor für Neues Testament. Die Schwierigkeit war, dass in den Verträgen zwischen Staat und Kirche im 19. Jh. vereinbart worden war, dass ein Studium außerhalb der Theologischen Fakultät nur mit zwei Semestern anerkannt wurde. Alle anderen von der Landeskirche für ihre zwei Examina verlangten Semester mussten innerhalb der Theologischen Fakultät absolviert worden sein. Ich hatte also nur ein Jahr für dieses heimliche Theologiestudium Zeit – und was noch schlimmer war: Der NS-Regierung war damals eingefallen, die gesamte Studienzeit zu verkürzen und in einem Jahr 3 Trimester durchlaufen zu lassen. Gewiss wollte ich offen Theologie studieren, aber mit dem heimlichen Studium so nahe wie möglich an die Mündigkeit herankommen, die damals bei 21 Jahren lag. Ich hoffte, dass dann meine Mutter im Fall von Schwierigkeiten erklären konnte: „Meine Tochter ist mündig. Ich kann ihr nichts mehr befehlen oder verbieten.“ Also ging es mir darum, dass die Kirchenleitung auch das 3. Trimester anerkannte.

All diese Fragen besprach ich mit Professor Martin Dibelius. Er riet mir, beim Oberkirchenrat in Karlsruhe den Antrag zu stellen, dass mir das 3. Trimester im Studienjahr 1940/41 anerkannt würde. Ich sollte zu einem Gespräch nach Karlsruhe fahren. Dafür gab er mir einen geschlossenen Brief mit. Ich tat, wie mir geraten war, und endete mit einer totalen Niederlage. Keine Anerkennung des 3. Trimesters. Und überhaupt: Was soll das heimliche Theologiestudium! „Wir brauchen Blutzugenschaft in der Kirche!“ So wörtlich der Herr Oberkirchenrat, der mich empfing. Und ich wusste doch, welchen Ruf die badische Landeskirche bei der Bekennenden Kirche als „intakte“ hatte, d.h. der NS-Partei auf jeden Wink gehorsame. Seit jenem Gespräch ist mein Verhältnis zur Kirchenleitung in Baden sehr schwierig geworden.

2) Die Heidelberger Theologische Fakultät hätte die Überschrift verdient „Verzage nicht, du Häuflein klein“. „Wenige Professoren und wenige Studenten“. Das war nicht nur durch den Krieg, sondern durch die herrschende NS-Ideologie mitbedingt. Z.B.: Kirchengeschichte wäre total ausgefallen, weil Professor von Campenhausen beim Militär war, hätte nicht der längst emeritierte Professor Walter Köhler seine alten Vorlesungen gehalten. Die beiden dogmatischen Lehrstühle waren mit Deutschen Christen besetzt (Odenwald und Jelke), was für jeden Studenten, der sich zur Bekennenden Kirche rechnete, den absoluten Boykott der systematischen Vorlesungen bedeutete. Dasselbe galt für den Hebräischunterricht. Übrig blieben das Alte und das Neue Testament und die Praktische Theologie.

In den dreißiger Jahren hatte der NS-Studentenbund versucht, Professor Gustav Hölscher seines Lehrstuhls zu berauben. Wenn der zu seiner Vorlesung kam, stand ein Trupp Studenten vor der Tür, um ihn am Eintreten zu hindern. Er ließ sich nicht beirren, drängte sich durch, trat hinter sein Pult und hielt seine Vorlesung über den angekündigten alttestamentlichen Text. Hätte er sie nicht gehalten, so hätte ihn die Unispitze wegen Nichterfüllung seiner Verpflichtungen absetzen können. Dasselbe geschah auch an anderen Universitäten. Es war offensichtlich von hoch oben angeordnet und diente dem Ziel, alle Theologischen Fakultäten kaputt zu machen. Dazu setzte man beim Alten Testament an, bei dem „Judenbuch“, wofür leicht genügend Studenten zu mobilisieren waren. Gustav Hölscher hat uns Jahre später einmal erzählt, dass ein juristischer Kollege ironisch gefragt habe, ob er überhaupt noch Studenten habe. „Ja“, habe er geantwortet, „einen Rumänen, zwei Japaner und zwei Damen.“ Die eine davon war ich.

Dass Professor Martin Dibelius mir mit ausgestreckten Armen entgegen kam, als ich zum ersten Mal den Vorlesungsraum betrat, ist bei dem Mangel an Theologiestudenten damals im Herbst 1940 verständlich. Eine neue Studentin – was für ein Glück! Er wie die Professoren Hölscher und Hupfeld

ließen sich nicht davon beirren, dass sie ihre Vorlesungen und Seminare für ein kleines Häufchen von Frauen hielten, nachdem sie früher vor vollen Hörsälen gelehrt hatten. Auch nicht davon, dass im Kolleg von Martin Dibelius eine Studentin saß, von der bekannt war, dass sie zum Vorstand des Heidelberger NS-Studentenbundes gehörte. Hatte sie ein persönliches Interesse am Neuen Testament oder war sie als Spitzel beauftragt? Sie war für uns andere ein Rätsel. Wir unterhielten uns mit ihr, aber diese Frage haben wir ihr nicht gestellt. Sie sollte in meinem Leben noch eine Rolle spielen. Davon später.

3) Auf jeden Fall musste ich vom Herbst 1941 an offen Theologie studieren, doch wie sollte das geschehen, ohne meine Mutter zu gefährden? Räumliche Trennung von Heidelberg schien geboten. Dagegen machte meine Mutter geltend, dass sie im Sommer meine Hilfe im Garten brauche. Wie sollten wir beiden „Normalverbraucher“ satt werden, wenn wir dessen Obst und Gemüse nicht hatten? Wir einigten uns: Ich studiere im Wintersemester weit weg und im Sommer in Heidelberg. Glücklicherweise hatten die Universitäten durchgesetzt, dass die Trimester ab Herbst 1941 wieder abgeschafft wurden. Ich hörte mich um, welche Universitäten gut besetzte Theologische Fakultäten aufwiesen und welche von der Bekennenden Kirche empfohlen wurden. Beides traf auf die Uni in Halle a. d. Saale zu. Also reiste ich in diese Geburtsstadt meiner Mutter, fand ein Zimmer im Studentenkonvikt der Francke'schen Stiftungen und stellte mir meinen Stundenplan zusammen. Welche Überraschung: Ein Hörsaal mit an die 30 Studierenden und ca. 60 immatrikuliert! Auch hier gab es einen engen Kontakt zumindest mit zwei Professoren: Julius Schniewind (Neues Testament) und Ernst Wolf (Kirchengeschichte), die wöchentlich zu „offenen Abenden“ in ihrer Wohnung einluden. Dabei durfte auch über Politik gesprochen werden.

Hatte ich in Heidelberg meine Vorlesungen halbe/halbe nach meinem Tarnstudio und meinem wirklichen Studio ausgewählt, so hätte ich jetzt in Halle mich voll auf die Theologie konzentrieren können. Doch das tat ich nicht. Ich hatte mein Tarnstudium lieb gewonnen, zumal ich die Fächer „Geschichte, Latein und Griechisch“ unter dem Gesichtspunkt ausgewählt hatte, was wohl für die Theologie am nützlichsten wäre. So habe ich auch in Halle diese Fächer weitergeführt. Meine Mutter hat mir erzählt, dass sie, wenn im Lehrerzimmer oder sonst gefragt: „Was studiert denn jetzt Ihre Tochter?“ immer geantwortet hätte: „Geschichte, Latein und Griechisch“. Das war keine Lüge, aber auch nicht die reine Wahrheit. Immerhin – ihr ist nichts passiert. Ich vermute: Selbst wenn mein Tarnmanöver herausgekommen wäre, hätte Direktor Übel nichts gegen sie durchsetzen können. Denn weil sie Mathematikerin war, musste sie außer ihrem vollen Deputat an Unterrichtsstunden den Stundenplan der Schule betreuen – zusammen mit einem Mathematiker -, was eine Daueraufgabe war, weil während des Krieges ein ständiger Wechsel des Lehrpersonals stattfand. Als Biologin war sie für die Heilkräutersammlung der Schule verantwortlich. Eine solche war damals Pflicht für alle Schulen.

Ihr Bruder, Ingenieur, war damals in Bochum ausgebombt worden und mitsamt seiner Familie in ihr Ferienhaus gezogen, das oberhalb von Kaub im Taunus am Waldrand lag. Im Sommer 1944 hatten wir vereinbart, dass meine Mutter dort die großen Ferien verbringen dürfte, weil die ständige Überarbeitung ihrer Gesundheit schwer geschadet hatte. Ich würde ja zu Hause sein und den Garten bearbeiten. Da hieß es plötzlich: „Alle Studenten sind zum Arbeitsdienst über die Sommerferien verpflichtet! Wo und wann, das wird noch bekannt gegeben.“

Oh Schreck! Wer weiß, wohin ich mit den Heidelberger Studenten geschickt würde! Jedenfalls musste dann meine Mutter auf die Erholung im Taunus verzichten. In diesen Tagen sprach mich die Studentin an, die wir im Verdacht hatten, ein Spitzel zu sein. „Hannelis, was ist mit dir? Du siehst so bedrückt aus.“ Ich legte ihr die üble Situation dar. Sie sagte: „Du weißt, dass ich im Vorstand des

Studentenbundes bin. Vielleicht kann ich etwas für dich tun.“ Ich hielt das für leere Worte. Jedoch kam sie nach ein paar Tagen auf mich zu: „Wir können zwei Studentinnen benennen, die von dem Pflichteinsatz freigestellt werden und hier in der Universitätsbibliothek etwas arbeiten. Näheres weiß ich noch nicht darüber. Willst du das machen?“ - Trotz all meines Misstrauens – wie hätte ich Nein sagen können!

Also fuhren die Heidelberger Studenten teils nach Sachsen, teils ins besetzte Polen, und ich saß daheim und hatte Zeit für den Garten und für meine schriftliche Examensarbeit, die mir Professor J. Schniewind aus Halle gestellt hatte: „Der Begriff der Offenbarung im Neuen Testament“. Nach etwa einer Woche bekam ich endlich einen Brief. Ich sollte mich mit der Studentin xy, Adresse, treffen und wir sollten vereinbaren, wer welche deutschen Klassiker übernehme. Wir sollten ihre Werke vollständig lesen und aus ihnen herausschreiben, was sie über das Christentum und die Kirche geschrieben haben. Das Ergebnis ginge dann an das Ministerium von Joseph Göbbels. Ich verstand: Nach dem gewonnenen Krieg sollte es also mit aller Macht gegen die Kirche losgehen und wir hätten jetzt das Propagandamaterial zu liefern, jedenfalls für den Sektor Klassische deutsche Literatur. Wenn ich mich weigerte, was würde mir passieren? Jedenfalls war für meine Mutter dann die Erholung zu Ende, neue Belastung unvermeidlich. Wenn ich die Aufgabe durchführte, dann verriet ich meine Berufung als Theologin, verriet meine Kirche, indem ich die Munition lieferte, mit der sie bekämpft werden sollte. Alle Theologen, mit denen ich darüber sprach, rieten mir, dass eine Weigerung unmöglich sei und ich es tun müsste. Pfarrer Hermann Maas, mit dem ich das längste und tiefgehendste Gespräch hatte, sagte zum Schluss: „Wenn Sie es mit blutendem Herzen tun werden, wird es Ihnen vergeben“. Ich machte mich also ans Werk. Am Ende meiner Arbeit war ich den deutschen Klassikern, die ich übernommen hatte, recht dankbar, dass sie mir sehr wenig geliefert hatten, das für Minister Göbbels Absichten brauchbar war. Seine Zeit war sowieso bald abgelaufen. Doch diese Tatsachen entschuldigen mich nicht, dass ich Verrat an meiner Kirche begangen habe. Auf der anderen Seite: Was war das für eine Regierung, die uns in eine Lage brachte, so oder so schuldig zu werden, indem sie einfach über uns verfügte?

### III. Nachwort

Als ich Mitte Februar 1945 vor den Professoren der Martin Luther Universität in Halle-Wittenberg das Theologische Fakultätsexamen bestand, hörten wir bereits das Grummeln der Kanonen von der immer näher rückenden Front und die Theologiestudenten sangen in der Pause, bis der Professor hereinkam, das schöne Lied: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Im April geht de Hitler, im Mai die Partei.“ Mitte März reiste ich mit dem letzten Zug, der noch bis Heidelberg durchfuhr, nach Hause. In der Hoffnung auf eine bezahlte Hilfsassistentenstelle wollte ich im Herbst nach Halle zurückkehren und ließ zwei große Koffer mit meinen Wintersachen dort. Doch dann zog sich eine schwer überwindbare Grenze zwischen Halle und Heidelberg durch Deutschland und ich musste und wollte schon meiner Mutter wegen im Westen bleiben.

Als ich mir dann doch meine Koffer holte – „schwarz“ über die grüne Grenze – besuchte ich auch Professor Schniewind. Der gab mir den Rat, meine Examensarbeit über den „Begriff der Offenbarung im Neuen Testament“ zur Doktorarbeit weiterzuführen. „Kollege Dibelius“, sagte er, „wird Sie gewiss dabei betreuen.“ Es würde ein ungewöhnliches Verfahren in einer ungewöhnlichen Situation sein. Jedoch Martin Dibelius übernahm wie selbstverständlich die Doktorantin seines Kollegen. Das war ihm besonders deshalb hoch anzurechnen, weil auch die theologischen Positionen der beiden Neutestamentler abgrundweit gegensätzlich waren. Doch so konnte ich mein Studium in der Pfingstzeit 1947 mit der Promotion in Heidelberg abschließen.